

Der Prinz von Ibagué

Eine „Goldgräbergeschichte“ von Franz Lant.

Ibagué war ein kleines Städtchen von etwa vierhundert Einwohnern am Rande der unermesslichen Planos, das vierzehn Tagereisen von der Hauptstadt entfernt in der Wildnis lag. Nichts gedieh in Ibagué -- abgesehen von ein wenig Mais, der Nahrung gab für Mensch und Tier. Sonst gab es Sand, dort, eine Sandwüste, aus der verkrümmte, mannshohe Kakteen aufragten. Ja, sogar die Hauptstraße der Stadt, die Calle Principal, war purer Sand, und zur Regenzeit raste durch sie ein wilder Gießbach und schwemmte manchmal eine der dürftigen Bretterbuden mit, die die Ibagüenses in ihrer Ueberheblichkeit „Säuer“ nannten.

Auch die Herberge „El Tigre“, die gegenüber der kleinen, nur zu den heiligen Zeiten geöffneten Kirche stand, war zweimal der Ueberschwemmung zum Opfer gefallen, aber Don Manuel, der Besitzer, hatte sie an der gleichen Stelle wieder aufgebaut, denn diese Herberge war (bildlich gesprochen) eine Goldgrube, der einzige Ort in Ibagué, wo reichlich Geld verdient wurde.

So war es viele Jahre; Ibagué schlief seinen Dornröschenschlaf, bis -- ja, bis der Prinz kam. Der Prinz war ein Mann, der einige Male im fremden Land gescheitert, jedoch immer wieder auf die Füße gefallen war, und der zuletzt, mit sympathischer Hartnäckigkeit, Mut und eisernem Willen ausgerüstet, in die Wildnis zog zum Kolonisieren, also sich auf die primitivste, gesündeste, älteste und weiseste Art ein Heim zu gründen und unabhängig von der Gunst seiner Mitmenschen, von Geschäftsblage, Markt und Krise seinen Lebensunterhalt der Erde abzuringen. Sein Kapital zu diesem Vorhaben waren fünfshundert Pesos, die er wohlverwahrt in seinem Leibgurt ständig bei sich trug. Und da er die Schlechtigkeit der Menschen in harten Prüfungen erkannt hatte, führte er zum Schutze seines Kapitals einen Colt von gewaltigem Kaliber und die dazugehörige Munition mit sich.

Dieser Mann nun, in gewissem Sinne ein Philosoph unseres betrieblichen Jahrhunderts, machte sich mit seinen fünfshundert Pesos und dem Revolver auf den Weg nach den ernen Planos, wo der Boden billig war. Er ging wader zu Fuß. Wenn es dunkel wurde, fuhr er in einer Indiohütte ein, und wenn der Tag zu grauen begann, setzte er seinen Weg fort. So war dieser Mann, und er wäre mit seiner Bedachtsamkeit eines Tages ans Ziel, ja vielleicht zu Wohlstand gekommen, wenn ihn sein Schicksal nicht nach Ibagué geführt hätte.

Er erreichte an einem schwülen Gewitterabend die Stadt, und während über den dunklen Himmel ein wirr verzweigter, grauig heller Blitz zuckte, betrat er gelassen das Gastzimmer der Herberge „El Tigre“.

Er setzte sich still auf die Wandbank, trank Guarapo fuerte und aß Bonche, eine stärkende, preiswerte Eierpeise, und rauchte er eine kostschwache „Rothaut“-Zigarette. Man lebt ja nur einmal und ist ein Mensch; man braucht sich nicht zu scheuen, die Freuden des Lebens in bescheidenem Maße zu genießen. Und außerdem lag eine Wolke blutiger Moskitos über Ibagué, die sich von nichts anderem als Tabakrauch vertreiben ließen.

Als unter den Gästen eine Brühelei sich anzubahnen schien, ging der Mann an die Theke, bezahlte seine Zechen, wobei er bedacht war, möglichst wenig von seinem Kapital sehen zu lassen, und erkaufte sich um einen Peso einen Schlafplatz für die Nacht.

Früh am Morgen erhob sich der Mann, ging in den Gastraum und fragte den Mozo, wo er den Alcalde antreffen könne. „Hier am Ort“, sagte der Mozo, zeigte mit dem Daumen auf Don Manuel und bleckte die Zähne.

Don Manuel stand breit, groß und behäbig hinter der Theke. Sein dunkelbraunes, massiges Gesicht war gespannt und lauernd von rafflosem, unbarmherzigem Ehrgeiz. „Sie wünschen, Herr“, redete er leutselig und witternd den Gast an, während er den Kopf überzog, weil doch nach dem Alcalde gefragt worden war.

Ja, man habe so seine Pläne, meinte der Mann, dies und das, und er wolle roden und kolonisieren im Busch hinter der Sandwüste, und er wolle gleich das Besitzrecht eintragen lassen für das Land.

Man war schnell einig, der Mann leistete die Anzahlung, runde Zweihundert aus dem Gürtel, kaufte noch eine Decke, Kerzen, einen Machete und Grabgerät, sagte, er käme wohl nach ein paar Tagen wieder vorbei, und zog los, seinem Ziel und seiner Aufgabe entgegen.

Gegen Mittag rief Don Manuel einen der Weidereiter und gab ihm den Auftrag, da und dahin zu reiten und den einschichtigen Mann, der ein so zurückgezogenes, gewissermaßen verschlagenes Wesen zur Schau getragen habe, zu beobachten, weiter nichts, und ihm darüber zu berichten. Wenn sich etwas Besonderes herausstelle, solle er nicht vergessen werden. Es könne sich um Gold handeln.

Der Bursche schlang sich in den Sattel und galoppierte davon, so schnell, daß der Wind seine Hüftkrempe hochzog. Am späten Nachmittag traf er an Ort und Stelle ein.

Der Mann hatte ein Feuer angezündet, und daneben stand er, grub die Erde auf und ließ manchmal einen Brocken durch die Finger rieseln. Er befühlte den Boden, auf dem er kolonisieren wollte. Alles tat er bedächtig und erfüllt von innerlichem Frieden und der Bedeutung der Stunde.

Plötzlich aber fuhr er auf und ließ die Pfade fallen, denn hinter dem Busch hatte das Pferd des Laufers gewiehet. Zwar war es ein wohlgezogenes Cowboypferd, aber ein vorbehühender Leguan hatte es zu Tode erschreckt. Der Mann schnüffelte argwöhnisch herum, zog dann den Revolver und schlich geduckt den Hügel hinan, auf dessen Kamm der Weidereiter im Kraut verborgen lag.

Dieser sah die Waffe in der Hand des Fremden, zog seinerseits und schoß, ohne zu überlegen.

Der Mann griff erstaunt an sein Herz, schlug hintenüber und beendete mit einem gequälten Stöhnen sein Leben. Der Weidereiter stand eine Sekunde verlegen und hilflos da, legte sich in der nächsten eine passende Erklärung für seine Tat zurecht, lief zum Pferd, band es los und sprengte den Weg zurück.

Erdbroben hat er genommen, überlegte er beim Reiten, ich hab's gesehen, und beschloß, diese Erdbroben recht deutlich und eindringlich zu erwähnen, um den gierigen Alcalde von seiner Tat abzulenken. -- Erdbroben, das war die Hauptsache!

Mit diesen Erdbroben hat der Prinz die Stadt Ibagué sozusagen wachgeküßt aus ihrem Dornröschenschlaf. Heute führt die Eisenbahn nach Ibagué -- kein Wunder -- denn von überall her kommen die Menschen, um teilzuhaben am Segen des Goldes. Den Fluch werden sie noch früh genug verspüren.

Die Schlange

Skizze von Erik Bertelsen.

„Wenn man von der Sonne spricht, so scheint sie“, sagte der Zigarrenhändler Mortensen an einem Montagmorgen, als der Uhrmacher Bendel in seinen Laden trat. „Hast du etwas erlebt? Du siehst ja so vergnügt aus!“

„Und ob ich vergnügt bin! Ich habe mich nämlich verlobt.“

„Viel Glück! Vielleicht mit Fräulein Wiberg?“

„Woher weißt du denn das?“

„Ja, da ihr euch gestern auf dem Ausflug nicht mehr bei der Heimfahrt einfanden, nahm ich an, es sei zwischen euch beiden was vorgefallen.“

Der Uhrmacher lehnte sich etwas verlegen an den Ladentisch. „Das behauptest du jetzt. Du ahnest gar nichts.“

Der Zigarrenhändler wandte sich an seinen anderen Gast, den Buchhändler Lund, bot beiden Besuchern etwas zu rauchen an und meinte: „Na, hoffentlich sind euch auf euren einsamen Wegen im Wald keine Schlangen begegnet. Wir sprachen eben davon, als Du kamst.“

„Doch, das war es ja gerade.“ Der Uhrmacher wurde eifrig. „Denkst auch: Pflöglisch, als wir durch den Wald gingen, stieß Fräulein Wiberg einen Schrei aus und griff sich an den Fuß. Ich dachte, sie wäre über eine Maus erschrocken. Denn so sind ja Frauen. Aber sie setzte sich sofort hin und zog eine kleine Flasche aus ihrer Tasche. Etwas davon goß sie auf ihren Fuß, den Rest trank sie aus. Mir war das unheimlich, bis ich alles verstand. Sie sah und schüttelte sich wie im Fieber und antwortete auf keine meiner besorgten Fragen. Ich bekam schon Angst und glaubte, sie habe einen Selbstmordversuch unternommen. Aber endlich sagte sie sich soweit, daß sie erzählen konnte, sie sei von einer Schlange gebissen worden.“

„Ja“, nickte der Zigarrenhändler ernst, „sonst kann vorkommen.“

Bendel fuhr bewegt fort: „Es war ihr das schon einmal zugestoßen, und seit der Zeit unternahm sie nie mehr einen Ausflug, ohne Scorpion-Öl bei sich zu haben. Und dieses Öl hatte sie gebraucht. Ich schlug vor, möglichst schnell ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, aber das lehnte sie ab. Dann wollte ich sie zum nächsten Haus führen, aber sie erklärte, es sei am besten, ganz still zu liegen. Außerdem behauptete sie, in einer Stunde sei alles wieder gut, und ich versprach, solange neben ihr sitzen zu bleiben.“

„Höchst romantisch!“ warf der Buchhändler Lund spitz ein. „Na, das fand ich nun eigentlich nicht. Mir gefiel die Lage gar nicht. Denn als ich eine Weile neben ihr gesessen hatte, wirkte anscheinend das Gift, und ich sah, daß sie umfiel. Sie lag mit geschlossenen Augen, mit heißen Waden und so unruhig, daß ich mich ängstigte.“

„Fühltest du ihr nicht den Puls?“

„Nein, darauf kam ich nicht. Ich sah ganz still, sah zu und überlegte, ob ich nicht Hilfe holen sollte. Aber so wie ich mich rührte, sah sie auf und bat mich stehend, sie nicht allein zu lassen. Und dann begann sie irre zu reden.“

Mortensen wurde aufmerksam: „Was sagte sie denn?“

„Na -- erst allerlei durcheinander über die Arbeit in ihrem Büro -- dann nannte sie mehrmals meinen Namen. Das fiel mir weiter nicht auf. Ja und dann -- dann begann sie zu sprechen -- und ich konnte daraus entnehmen, daß -- sie viel an mich dachte und daß sie -- viel von mir hielt. Alles kam zusammenhanglos heraus -- aber -- na, das geht euch ja nichts an.“

„Na und dann?“ fragte der Buchhändler. „Ehrlich gestanden -- ich war schon lange etwas in sie verliebt. Aber ich wagte nichts zu sagen, weil ich glaube, sie mache sich nichts aus mir. Deshalb freute ich mich nun, wenn auch die Umstände traurig waren, über die Gewißheit -- daß -- na --. Nach einer Stunde ging es ihr wieder besser, nur war sie selbstverständlich sehr schwach.“

„Und?“ fragte Mortensen etwas ungeduldig.

„Das weitere ist unsere Angelegenheit. Wir sind also verlobt. Eigentlich wollten wir es einige Zeit geheim halten, aber ich fand, wir waren euch eine Erklärung schuldig, warum wir nicht wiederkamen. Und damit man nicht verfehrt denkt, habe ich euch erzählt, wie alles war.“

Der Zigarrenhändler nickte gedankenvoll. „Viel Glück!“ Bendel sah auf die Uhr. „Aber nun muß ich schnell meinen Laden aufmachen, ehe die Kunden kommen.“

Der Buchhändler drückte ihm die Hand. „Auch ich wünsche Glück. Grüße dein Verlobte! Hoffentlich hat sie sich von dem Unfall erholt.“

„Es geht ihr schon wieder gut.“

Als der Uhrmacher gegangen war, saßen sich die beiden anderen an. Und der Buchhändler sagte nachdenklich: „Komischer Zufall. Diesmal hat eine Schlange eine gute Rolle gespielt.“

„Über die Rolle gut gespielt!“

„Wieso?“

Mortensen lächelte. „Erstens -- Jahrhundertlang haben unsere Zoologen den Wald nach giftigen Schlangen durchsucht, ohne jemals eine zu finden. ... Und zweitens -- voriges Jahr versuchte die Schlange, mir dieselbe Komödie vorzuspielen!“

(Der Aebef. aus d. Dänischen von Karin Reich-Grundmann.)

Dressur!

Skizze von Eva Delschläger.

Im alten Cirque d'hiver in Paris gastiert für die Winterzeit einmal wieder der deutsche Zirkus. Von jeher haben die Pariser eine Schwäche für deutsche Zirkuskunst gehabt, weil sie lauter ist und nicht auf Effekthascherei aufgebaut. Der Direktor des Pariser Hauses, ein Mann, der seit Generationen der Zirkusdynastie angehört, sitzt mit dem deutschen Direktor in der Artistenkabine. Sie tauschen Erinnerungen aus. Dann tritt der junge Tierlehrer Wilson, der jeden Abend mit riesigem Erfolg mit seinen Löwen und Tigern „spielt“, ins Lokal.

Mit einem kräftigen Handschlag begrüßt der Tierlehrer den Direktor vom Cirque d'hiver. Und dieser trägt ihm so gleich eine sehr gefährliche Aufgabe vor: „Meine ständige Raubtiergruppe wurde seit zwei Jahren von einem Spanier vorgeführt. Ich muß allerdings gestehen, daß er sehr brutal mit den Tieren vorgegangen ist. Ob Sie meinen Auftrag werden ausführen können? Ihr Deutschen seid ja verflucht weich zu den Bestiern!“

Der deutsche Direktor mischt sich ins Gespräch: „Ich habe das Gefühl, Ihnen, Wilson, abreden zu müssen. Die Tiere sind meines Erachtens für eine Arbeit unserer Art verdorben.“

Aber rasch gibt Wilson die Zusage: „Ich werde es versuchen.“

„Na, prost Wilson und viel Vergnügen!“

Wilson hat erfahren, daß die Tiere der Gruppe -- sieben Löwen und sechs Tiger -- mit Eisenstangen geschlagen wurden. Er wandert an den Käfigen vorbei. Es ist eine wilde Gesellschaft.

Nach der Uraufführung, die vor ausverkauftem Hause stattfand, läßt Wilson die Eisengitter aufstellen. Die Löwen und Tiger, seit Tagen in den Käfigen eingesperrt, rufen. Wilson läßt sofort noch vier leere Käfige anbauen. „Die armen Kerle ersticken ja, hier muß mehr Platz geschaffen werden!“ Die Zwischengitter werden geöffnet, endlich können sich die Tiere auslaufen. Wilson bleibt vor dem Manegenkäfig stehen, dann läßt er die Tiere in die Manege. Die starken Eisengitter erzittern unter der Wucht der entseelten Leidenschaft. Ein Wärter des Vorgängers naht mit einer Eisenstange und schiebt sie durch die Stäbe, um zwei ineinander verbissene Tiere zu trennen. Aber bitterböse reißen sie dem Wärter die Stange aus der Hand. Mit fürchterlichem Gebrüll springen sie am Gitter hoch.

Wilson lacht herzlich: „Ja, alter Freund, jetzt wäre es mit Ihnen aus, wenn Sie in der Manege wären. Kinder, Kinder, warum reizt ihr die armen Kerle mit diesen schrecklichen Totschlägern!“

Die beiden Raubtiere fallen aber wieder einander an. Hämißch fragt der Wärter: „Und wenn einer von den beiden kaputt geht, dann iragen Sie doch wohl die Verantwortung!“

Freundlich nickt Wilson und befiehlt: „Sofort den Feuerwehrraich anlegen!“ Die Zwischengitter werden geöffnet, einige Löwen eilen wieder in ihre Käfige, andere wälzen sich friedlich im weichen Manegenand. Wilson öffnet den Wasserhahn und richtet den Strahl auf die beiden kämpfenden Raubtiere. Sie lösen sich erschrocken. Die Köpfe sind pudelnah. Sie schütteln sich. Ein zweiter Wasserstrahl -- dann sind sie verschwunden.

Die schwierige und unangenehme Arbeit der täglichen Fütterung übernimmt Wilson persönlich. Nach vierzehn Tagen macht er den Versuch, die einzelnen Tiere zu bändigen. Zu diesem Zweck läßt er eine drehbare Wand in die Versuchskäfige einbauen. Er wählt zuerst die wildeste Bestie, die große indische Tigerin Mirjam. Sie scheint unnatürlich große Augen zu haben. Herrliche Streifen durchziehen das Seidenfell.

Mirjam wird in den Versuchskäfig getrieben. Tödlisch erschrocken betrachtet sie die weiße Wand. Der schlaffe Körper wirft sich krachend gegen die Eisenstäbe. Da ... plötzlich naht sich dem Tier die Wand, mit Schnüren wird sie langsam aus Gitter gezogen. Mirjam faucht angstvoll auf. Die Tigerin glaubt erdrückt zu werden. Ganz langsam naht die Wand. Der Zwischenraum zum Gitter wird immer kleiner. Nun bleibt die Wand stehen. Mirjam hat gerade noch Platz, der Länge nach im Zwischenraum zu liegen. Ergeben ruht der große Katentopf auf dem Boden ... da greift Wilson dem Tier von hinten in den Nacken, und ein Seil legt sich über Mirjams già erhobenen Kopf. Mit leichtem Ruck rutscht das Seil um die Kehle. Nur leicht und warnend! Die Wand wird zurückgedrückt und die Verbindungstür zur Manege geöffnet. Taumelnd will das Tier die Flucht ergreifen, aber Eisenhände halten die Tigerin fest. Dreimal überschlägt sie sich aufbäumend. Der unheilverkündende Bruch des Seils zwingt sie zum Nachgeben. Ein Wärter hält das Seil, und Wilson betritt nun die Manege.

Mirjam erblickt den Meister, der mit einer Eisenstange auf die Tigerin zugeht. Fauchend vor Wut überschlägt sich die Tigerin noch einmal. Dann -- Auge in Auge bleiben Mensch und Tier stehen. Die Tigerin wartet auf den ersten Schlag. Sie wird sich losreißen, sich auf Wilson stürzen, denken die Kollegen. Starr hält Wilson die Stange. Dann, ganz langsam, ganz deutlich sagt er: „Mirjam, ich schlage nicht.“

Ganz weich hat er gesprochen. Seine Hand legt ruhig die Eisenstange auf die Seite. Einen kleinen Schritt naht er sich dem Tier, das noch starr zum Kampfe gestreckt daheh. Wilson spricht weiter, dem Wärter gibt er einen Wink, das Seil etwas zu lockern. Mit der Hand an der entscherten Pistole, tritt er noch ein wenig näher. ... Da zieht der Wärter die Lunge wieder an, und das gefährliche Spiel ist für das erste Mal zu Ende.

Mit der Zeit folgen die gebändigten Tiere neugierig dem Meister, der da so furchtlos die verhasste Eisenstange zur Seite

legt. Ein noch ziemlich junger Löwe, der von der Lunge gelöst wird, schreiet auf das Eisen zu. Seine Zagen schieben es spielerisch durch den Sand ...

Das ist der erste Erfolg von Wilsons großer Geduldsarbeit, und vor Glück benahm zitternd naht er sich dem Löwen, der sich von der gütigen Hand den Nacken fransen läßt. Zwei Monate arbeitet Wilson, und er erreicht das bemahe Unmögliche. Die Tiere lieben ihn.

Nun ist der Abend da, an dem Wilson das erste Mal mit seiner umdressierten Raubtiergruppe auftreten kann. Die Pariser Presse, die diese Gruppe unter der Leitung des Vorgängers kannte, schreibt begeistert über diese Leistung eines deutschen Artisten.

Nur ein Mensch ist haßerfüllt: Wilsons Vorgänger trägt den Ruhm des Abend nicht. Eisene Willenskraft macht den schwerkranken Mann gesund, und eines Tages erscheint er vor dem wenig begeisterten Zirkusdirektor. Er verlangt seine Tiergruppe zurück. Vertraglich gehört sie noch ihm.

Wilson ist machtlos. Die Rückkehr des ihm noch unbekanntem Kollegen empfindet er als einen schweren Schlag. Stumm reicht er dem Kollegen die Schlüssel zu den Käfigen. Wilson bleibt während der ersten Probe verborgen im Zelt anwesend. Auch die beiden Zirkusdirektoren sind zugegen. Sie alle haben Angst vor dieser ersten Probe. Heimlich läßt Wilson den Wassererschlauch anlegen. Unter heftigem Pfeitschknallen und herrischen Kommandos jagt der Spanier die Tiere in die Manege. Die Tiger, noch mehr die Löwen werden aufgeregt. Laut warnt der Direktor: „Marins, spielen Sie nicht mit Ihrem Leben!“

Schon ist die Tigerin auf den Spanier zugeföhlichen. Krachend saust das Eisen auf das Tier. Noch einmal stößt die Stange in den fauchenden Nacken. Pflöglisch wirbelt ein Knäuel Raubtiere um den Wändiger. Er wird niedergedrückt. Nun hilft kein Kommando, kein Wort kommt mehr aus seinem blutenden Munde. Wilson läßt den Wasserstrahl über die Tiere zischen, die meisten rasen durch die Laufgänge zurück. Mirjam hat mit einem Löwen Streit bekommen, sie kämpfen um den Spanier. Neben ihnen liegt der leblose Körper des Mannes. Sie beißen sich fest. Keiner will weichen. Der Wasserstrahl hört auf. Fester verbeißen sie sich ineinander ...

Da öffnet Wilson eine kleine Kottür. Lautlos eilt er über den Sand, hebt mit starken Händen den Körper des Rivalen in die Höhe und verläßt die Manege. Unter wahnwitzigem Gebrüll entdecken die Tiere den Raub, aber wieder prasselt der Wasserstrahl. Gute Worte des deutschen Artisten beruhigen die Tiere.

Nach einigen Tagen besucht Wilson den Kollegen im Krankenhaus. Die gesunde Hand streckt sich ihm entgegen. „Raum zwei Tage waren vergangen, und nun bin ich wieder hier, aber fertig für mein Leben. Ob ich Ihnen danken soll, daß Sie mir das Leben gerettet haben, weiß ich ja nicht. Aber daß Ihnen die Raubtiergruppe nun gehört, das weiß ich.“